

Heilige Schrift

Völkl, Richard: Die Selbstliebe in der Heiligen Schrift und bei Thomas von Aquin (Münchener Theologische Studien, II. Systematische Abteilung 12. Band). München, Karl Zink Verlag 1956, XIX u. 354 S., DM 24,—.

Um die Bedeutung dieses moraltheologischen Erstlingswerkes zu würdigen und die Absichten des Vf.s zu verstehen, ist es ratsam, unmittelbar nach der Einleitung die Zusammenfassung am Schluß des Buches (312—327) zur Kenntnis zu nehmen. Hier, wo die Folgerungen behandelt werden, die Völkl für die Moraltheologie und das Christenleben aus den Ergebnissen seiner Studien gezogen wissen will, treten deutlich die Motive und Anliegen hervor, die ihn bestimmten, die Selbstliebe bei Thomas v. A. zum Gegenstand seiner Dissertation zu machen.

Ein erster, äußerer Beweggrund war die da und dort aufgestellte Behauptung, die katholische Moraltheologie habe sich durch ihren engen Anschluß an die thomasische Ethik und die damit gegebene Übernahme der griechischen, besonders der aristotelischen Philosophie und Anthropologie auf weite Strecken von der neutestamentlichen Sittenlehre entfernt. Der einflußreichste Meister der christlichen Moralwissenschaft habe die Ethik Jesu und seiner Apostel zu einem simplen Naturgesetz, zu einer philosophisch-rationalen Lebenslehre herabgewürdigt. In dieser Verallgemeinerung wird der oft gehörte Vorwurf durch Völkl von Anfang an zurückgewiesen und im Laufe seiner Untersuchungen immer wieder mit Nachdruck betont, daß weder der natürliche, begehrlche Eros der Griechen noch die Lohnsucht im späteren alttestamentlichen Judentum, sondern die übernatürliche, selbstlose Agape des Neuen Testaments das ausschlaggebende Motiv der hochscholastischen Ethik sei.

Um diese Grundsatzthese von einer neuen Seite her zu beweisen, wird aus der Caritaslehre des Aquinaten mit Bedacht seine Beurteilung der Selbstliebe herausgegriffen; denn wenn irgendwo, mußte an diesem Punkt sein Gegensatz zum Hauptgebot des Christentums zutage treten. In diesem Sinne werden die biblische Sicht der Selbstliebe und die des hl. Thomas einander ge-

genübergestellt und ihre Stellung zur Gottes- und Nächstenliebe einer Prüfung unterzogen. Dabei kam heraus, was von vornherein zu erwarten war: daß zwischen den vorwiegend existentiellen Aussagen der Hl. Schrift und den Wesensaussagen der scholastischen Wissenschaft Unterschiede bestehen, die sich bei der je verschiedenen Behandlung des gleichen Gegenstandes von selbst erklären und in keiner Weise dazu berechtigen, die gesamte Selbstliebe-Lehre des hl. Thomas als schriftfremd oder gar als schriftwidrig hinzustellen.

Darüber hinaus glaubt aber Völkl feststellen zu müssen, daß das ethische Grundanliegen des Neuen Testaments, die Du-bezogene Agape, durch Konzessionen an die Selbstliebe bei Thomas „umakzentuiert“ und im großen Umfang „entradikalisiert“ und verharmlost worden sei. Ja, man gewinne aus der thomasischen Ethik bisweilen den Eindruck, als sei das Grundgebot: Liebe dich selbst, und nicht: Liebe Gott und deinen Nächsten, und als sei die Grundbedingung zum Eintritt in das Gottesreich die „geordnete“ Selbstliebe und nicht die radikale Selbstverleugnung. Der thomasische Primat der Selbstliebe sei der Lehre Jesu fremd. Auch das biblische Nein zum Reichtum dürfe nicht auf Sonderfälle eingeschränkt werden; denn der Reichtum sei nach dem Worte Jesu so schlecht, daß seine einzige sittliche Verwendung darin bestehe, ihn wegzugeben. Einen Rat zur Armut gäbe es im Neuen Testament nicht, da jeder im konkreten Fall der Berufung für seine Person dazu verpflichtet sei.

Die größten Unterschiede zur Heiligen Schrift findet Völkl in der scholastischen Feindesliebe. Nach Thomas liebe man „Gott im Feind“, während es sich bei Jesus um die Liebe zu dem konkreten ich-feindlichen Menschen handle, also nicht um eine erweiterte Gottesfreundschaft oder um eine verborgene Liebenswürdigkeit im Feinde selbst. Die Feindesliebe der Schrift weiche auch insofern von der Lehre des Aquinaten ab, als sie nicht nützlich und verdienstlich, sondern vom Lohngedanken so gut wie unabhängig sei. Vor allem aber spiele in der thomasischen Feindesliebe die Rücksicht auf das Ich eine Rolle, während bei Jesus nur das unerreichbare Vorbild des himmlischen Vaters maßgebend sei. Weil für das natürliche Ich das Gebot des Herrn zu schwer sei, habe es Thomas mit der Tradition erleich-

tert, den Verpflichtungscharakter des Vaterbilds abgeschwächt und aus den unnatürlichen und unmenschlichen Forderungen der Feindesliebe Jesu einen „Rat“ gemacht.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um das radikale Ethos zu kennzeichnen, das Völkl der thomasischen Selbstliebe entgegensetzt. Ihm erscheint das Gebot der Gottesliebe in der Form der Nächstenliebe so vordringlich und beherrschend, daß er die Existenz der Selbstliebe zwar nicht leugnet, aber ihren Anwendungsbereich in den Grenzen der Gottes- und Nächstenliebe einengt. Die Moraltheologen müßten aber auf viele Fragen die Antwort schuldig bleiben, wenn sie den sola-scriptura-Standpunkt vertreten und die philosophische Ethik und die traditionelle Kirchenlehre ignorieren wollten. Davon kann aber bei katholischen Exegeten in keiner Weise die Rede sein. Völkl sagt selber (316), daß die Hl. Schrift über manche Lebensfragen ganz oder nahezu schweigt, über welche die Moraltheologie heute und zu allen Zeiten handeln müsse.

Ob es unter diesen Umständen nicht ratsam gewesen wäre, an gegebener Stelle darauf aufmerksam zu machen, daß — wie in der Glaubenslehre, so auch in der Sittenlehre — Exegese und neutestamentliche Ethik wohl das erste und grundlegende, nicht aber das letzte Wort zu sagen haben? Das letzte Wort sagt immer das lebendige Lehramt der Kirche, das von der in der kirchlichen Tradition entfalteten Schriftwahrheit ausgeht und diese mit den philosophisch-theologischen Begriffen ihrer Zeit zum Vollverständnis zu bringen sucht. Auf diese Weise hat auch der hl. Thomas einen Beitrag zur christlichen Agape-Lehre geleistet, der ihn — wie zuletzt noch H. M. Christmann gezeigt hat (Heidelberg, Kerle-Verlag 1958) — zu einem der größten Theologen der Liebe macht, der aber in keiner Weise, weder inhaltlich noch formal, ein Ende der theologischen Spekulation bedeutet.

Völkl war darum zwar berechtigt, das thomatische Grundethos nachzuprüfen und die Verluste festzustellen, die die ethischen Aussagen des Neuen Testaments durch die Verbindung mit der aristotelischen Philosophie und Tugendlehre an Radikalität der Forderungen, Paradoxie der Sprache und durch die natürlichen Konzessionen an die Selbstliebe erlitten haben. Diese Verluste sind aber bis zu einem gewissen Grad unvermeidlich und werden vor allem dadurch ausgeglichen, daß das übernatürliche, thomatische Moralprinzip die natürliche Sittlichkeit deutet und in die übernatürliche Heilslehre einordnet. Zur gesamten christlichen Sittenlehre gehört auch das Naturrecht, das durch die Gnade nicht aufgehoben, sondern voll-

endet wird. Eine Trennung der Selbstliebe von der Gottes- und Nächstenliebe wäre eine Vergewaltigung der menschlichen Natur und ein Verstoß gegen die theologische Tugend der Hoffnung, in der ja ein Verlangen nach dem Besitz Gottes lebendig ist, das mit der Liebe zu dem viel höheren unendlichen Gut sicher in keinem Gegensatz steht.

Im Grunde denkt Völkl auch nicht daran, die Selbstliebe aus dem System der katholischen Moraltheologie auszuschneiden. Er will sie nur beschränken und der Liebe zu Gott und dem Nächsten ein- und untergeordnet wissen. Das Verdienst seines anregenden Werkes sehen wir darin, daß es eine biblische Theologie der Selbstliebe bietet, wie sie im deutschen Sprachraum bisher nicht vorhanden war, und daß es den Moraltheologen und den „frommen Christen“ eine Rückbeziehung auf das Liebesethos der Hl. Schrift ans Herz legt, was nie genug geschehen kann. Inwieweit schon heute „die Liebe als Aufbauprinzip der Moraltheologie“ gefordert und gefördert wird, zeigt ein gleichnamiger Aufsatz von Josef Fuchs in der „Scholastik“ (29, 1954, S. 79ff.) mit Hinweisen auf einschlägige französische Literatur, die Völkl bei Abfassung seiner Schrift noch nicht zugänglich war. Sehr hilfreich sind auch die „Anliegen heutiger Moraltheologie“, die von Alfons Auer im 3. Heft des lfd. Jahrganges der (Tübinger) Theologische Quartalschrift (1958, S. 275—306) vertreten werden.

H. Bleienstein SJ

1. Schelkle, Karl Hermann: *Jüngerschaft und Apostolat. Eine biblische Auslegung des priesterlichen Dienstes.* Freiburg i. Br., Verlag Herder (1957), 137 S., Ln. 7,20 DM.

2. Schürmann, Heinz: *Das Gebet des Herrn. Aus der Verkündigung Jesu erläutert.* Freiburg, Verlag Herder (1958), 143 S., Ln. 6,80 DM.

3. Schilling, Othmar: *Das Heilige und das Gute im Alten Testament.* Mainz, Matthias-Grünwald-Verlag (1957), 54 S., kart. 2,50 DM.

4. Trilling, Wolfgang: *Christusgeheimnis — Glaubensgeheimnis. Eine Einführung in das Markus-Evangelium.* Mainz, Matthias-Grünwald-Verlag (1957), 57 S., kart. 2,80 DM.

Daß Fachexegeten über den Rahmen von wissenschaftlichen Veröffentlichungen hinaus Kernstücke der beiden Testamente für einen

größeren Leserkreis auslegen und damit sowohl dem persönlichen Beten wie der Verkündigung einen großen Dienst erweisen, gehört mit zu den erfreulichen christlichen Tatsachen unserer Zeit. Wert und Notwendigkeit solcher Hilfen sind um so mehr gegeben, als in der Exegese heute Früchte jahrzehntelanger Arbeit heranreifen, die nicht dem engen Kreis der Fachgelehrten vorbehalten bleiben dürften. Einige der hier angezeigten Bücher sind aus der unmittelbaren Verkündigung entstanden, und es scheint uns bezeichnend, daß drei von ihnen ursprünglich in Leipzig (St.-Benno-Verlag) erschienen sind.

1. Der Tübinger Neutestamentler widmet seine biblischen Studien über Jüngerschaft und Apostolat, über Seelsorge, Verkündigung und Kult in den ersten christlichen Gemeinden, über die Apostel als Priester und über die Nachfolger im apostolischen Amt seinen Mitbrüdern zum 25. Jahrestag der gemeinsamen Priesterweihe. Damit ist ihr erster Sinn angegeben: Sie sollen der Vertiefung des priesterlichen Ethos dienen. Letztlich legen sie aber das biblisch-religiöse Fundament für jedes, auch das Laienapostolat. Bei aller gedanklichen Dichte und wissenschaftlichen Gründlichkeit bleibt das Buch leicht lesbar und immer anregend. An Belegen und Literaturhinweisen wird nur das Notwendigste in Anmerkungen notiert. — An einer Stelle des Buches ist uns allerdings eine Frage gekommen. Mit Recht schreibt der Vf. dem ntl. priesterlichen Dienst zwei Aufgaben zu: die Wortverkündigung und den Kult; das läßt sich aus den Apostelbriefen belegen (S. 104—107). Kann zur Bestätigung dafür aber auch das atl. Priestertum herangezogen werden, wieder Vf. es tut (S. 107 f)? Uns scheint nicht. Und noch viel weniger läßt sich die Doppelaufgabe des Priesters religionsgeschichtlich belegen (ich verstehe nicht, wieso der Vf. dies aus G. van der Leeuw, *Phänomenologie der Religion* [1956], S. 240—243, herauslesen will). Religionsgeschichtlich gesehen sind Prophetentum und Priestertum klar voneinander unterschieden und im allgemeinen nicht in einer Person vereint. Das Priestertum ist institutionell; sein Inhaber ist der König, das Staatsoberhaupt, der pater familias; seine Aufgabe ist der Kult. Das Prophetentum ist charismatischer Natur; seine Aufgabe ist das Sprechen im Geist (vgl. van der Leeuw, a.a.O., 244ff.). Das ist auch im AT — von Ausnahmen abgesehen — noch so. Der Unterricht des atl. Priesters im Gesetz (*tōrā*) ist nicht Verkündigung im Sinne des NT (vgl. Haag, *Bibellexikon*, Sp. 1363). Erst in Christus wurden Priestertum und Prophetentum in einer Person und einem Amt

vereinigt. Es ist also eine Eigenart des ntl. Priestertums, daß es auch das Prophetentum im Sinne der Verkündigung in sich enthält, auch wenn das in der Urgemeinde noch nicht so klar zum Ausdruck kommt, da hier das rein charismatische Prophetentum noch eine bedeutendere Rolle zu spielen scheint.

2. Über das Vaterunser ist in den letzten Jahrzehnten außerordentlich viel geschrieben worden. Schürmann macht sich die Ergebnisse der Forschung selbstverständlich zunutze, bewahrt dabei aber doch seine Eigenart. Er interpretiert das Vaterunser aus der Gesamtverkündigung Jesu, vor allem aus dem Zentralgedanken dieser Verkündigung, aus dem Geheimnis des eschatologischen und in Christus schon gegenwärtig gewordenen Reiches Gottes. Damit ist aber das Vaterunser — vor allem in der gedrängten Form bei Lk — seinerseits wieder der Schlüssel für die Verkündigung Jesu. Mag auf diese Weise auch die eine oder andere Einseitigkeit und Überspitzung gegeben sein, so ist dafür doch die hierdurch gewonnene Einheit des Herrengebetes um so beeindruckender. Auf jeden Fall ist es an der Zeit, daß das ursprüngliche, vom Herrn intendierte Verständnis des Vaterunsers in der heutigen Verkündigung wieder mehr zur Geltung kommt, auch wenn damit liebgewordene und durchaus berechtigte Auslegungen und Anwendungen der Vaterunserbitten ein wenig in den Hintergrund treten. — Die Tatsache, daß das Büchlein aus Vorträgen des Vfs. vor Priestern hervorgegangen ist, also eine geistige Unterweisung sein sollte, wird in Sprache und Gedankengang immer wieder spürbar.

3. Das AT wird in der kath. Verkündigung und Frömmigkeit immer noch stiefmütterlich behandelt; sehr zum Nachteil beider Testamente. Ist es doch nicht so, als ob es durch das NT einfach überholt wäre. Manche Geheimnisse Gottes und seiner Offenbarung kommen vielmehr gerade im AT einzigartig und unüberholbar zum Ausdruck. Das gilt z. B. von der *Heiligkeit* Gottes, die im NT eher vorausgesetzt als ausführlich dargestellt wird, während sie im AT ein zentrales Stück der Offenbarung ausmacht und das Bild — nicht nur des gewaltigen, erschreckenden, sondern auch des grundlos barmherzigen — Gottes geradezu bestimmt. In großer Klarheit und Durchsichtigkeit beschreibt Schilling die Heiligkeit zunächst als ontische, sodann als ethische Kategorie. Ausgehend von der Dornbuschvision des Moses untersucht er einleitend, wann und warum in der Schrift Dinge oder Menschen heilig genannt werden und stellt fest, daß dies aus einer besonderen Beziehung zu Gott, aus einem „Dasein vor und für Gott“

geschieht. Der tiefste Grund der Heiligkeit ist aber das Sein Gottes selbst. Darum ist der Wesensname Gottes „der Heilige“, der als der Herrliche, Herrscherliche und Erhabene in Erscheinung tritt und dem der Mensch in Staunen und Furcht begegnet. Erst aus der seinshaften Heiligkeit Gottes ergibt sich seine ethische Heiligkeit, seine vollkommene Gutheit, die sich aber nicht nur als Güte, sondern z. B. auch als sittlicher Zorn offenbart. Hieran schließt sich u. a. die wichtige Folgerung, daß die „Furcht des Herrn“ ein entscheidendes Merkmal unserer Frömmigkeit sein muß und bei aller Liebe immer bleibt. — Bisweilen — vor allem am Anfang — ist die Sprache des Vf.s leider etwas zu abstrakt. Dafür wird man aber immer wieder reichlich belohnt, wenn die Hl. Schrift selbst ausführlich zu Wort kommt. Nicht ganz einsichtig scheint uns die innere Verbindung zwischen ontischer und ethischer Heiligkeit gemacht.

4. Einfacher in Sprache und gedanklicher Führung ist das Büchlein von Trilling. Nach einer kurzen Gesamtcharakterisierung des Markusevangeliums schildert er zunächst das besondere Christusbild des zweiten, aber ältesten Evangeliums (Christus der Mensch, der Prophet, der Messias, der Menschensohn), sodann die Art und Weise, wie die verschiedenen Gruppen von Zuhörern (das Volk, die Führer, die Jünger) auf das ihnen begegnende Christusgeheimnis antworten. Hier wird dargelegt, wie der Glaube an Christus zustande kommt, was dieser Glaube ist (Vertrauen, Verstehen, Nachfolge Jesu und Hingabe an ihn) und wie er sich vom atl. Glauben unterscheidet. In notwendig sehr gedrängter Form macht hier der Vf. mit den Ergebnissen der heutigen Exegese bekannt. Eine ernste, aber gute Einführung, die zur Schriftlesung anregt und diese fruchtbar macht.

Fr. Wulf SJ

Frömmigkeitsgeschichte

Knox, Ronald A.: Christliches Schwärmertum. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte. Köln u. Olten, Jakob Hegner (1957), 542 S., Ln. 38 DM.

Das Drama der Kirchengeschichte erhält seine bedrohlichen Akzente in gleichem Maß von außen wie von innen. Fast möchte man meinen, daß die gewalttätigen Anstöße von außen, Verfolgungen, Kriege, Verweltlichung, geringere Gefahr bedeuten, als jener innere Aufstand, dessen schärfste Formen das Schisma und die Häresie sind. Wie ein böses Verhängnis stellt dieses innerrevolutionäre Element in allen Epochen ihrer Geschichte den Frieden und die Einheit der Kirche in Frage. Tragisch mutet dabei an, daß es jeweils die Frommen sind, die den Anfang machen. Jene seltsame Neigung der Menschen zum Extrem tritt dabei ins Spiel, eine Neigung, den königlichen Weg der Klugheit, den Weg der ausgewogenen Mitte zu verlassen, um sich rechts oder links einen eigenen Weg zu bahnen, dessen Richtung vermeintlich vom Heiligen Geist selbst gewiesen, in Wahrheit aber aus eigenem Ermessen gewählt wird, das sich nicht zu selten zur Vermessenheit steigert. Diese Versuchung der Frommen, frommer zu werden als die Kirche, in der, wie sie meinen, der Geist zu erlöschen droht, ist eines jener Grundmotive der Kirchengeschichte, das ihre Dramatik ausmacht.

Gottfried Arnold (1666—1714) hat, wie bekannt, seinen Entwurf der Kirchengeschichte von der Kenntnis dieser eigentüm-

lichen Gesetzmäßigkeit aus geplant und durchgeführt, nicht ohne selbst dabei in eines jener Lager abseits vom Weg der Mitte abzuwandern. Seine „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie von Anfang des Neuen Testaments bis 1688“ läßt die Ketzer, insbesondere die „Mystiker“ unter ihnen, als die wirklichen Christen erscheinen, während die orthodoxe Christenheit in stetem Abgleiten von der Höhe des Urchristentums begriffen ist.

Der 1957 verstorbene englische Konvertit Ronald Knox hat nun ein Werk hinterlassen, dessen Titel „Enthusiasm“ von Paula Habelaar und Auguste Schorn, die für die meisterliche deutsche Übertragung verantwortlich zeichnen, nicht übernommen, sondern in „Christliches Schwärmertum“ gewandelt wurde — übrigens durchaus im Einverständnis mit dem Autor. Man ist zunächst geneigt, hier ein katholisches Gegenstück zu Arnolds Ketzerhistorie zu vermuten. Doch ist dem nicht so. Das Anliegen des Verfassers ist durchaus verschieden von den Absichten Arnolds. Einmal ist nämlich für Knox ein Schwärmer nicht gleich schon ein Ketzer, zum anderen möchte er gar keine Kirchengeschichte schreiben, sondern nur das Phänomen der Versuchung des Frommen, auszubrechen aus dem Kreis der unfrohm werdenden Kirche, ins Blickfeld rücken, und das nicht erschöpfend, sondern mit Berichten über besonders breit sich auswirkende Bewegungen wie etwa den Jansenismus, den Quietismus, den Methodismus. Er will „jene frommen Kreise schildern, die durch ein Zu-

viel an Eifer die Einheit der Kirche gefährden, die einen Widerstreit zwischen dem Charismatischen und dem Institutionellen in der Kirche“ erleben und durchfechten (S. 503).

Vor seiner Konversion hatte sich der damals „evangelikale Anglikaner“ mit dem englischen Methodismus beschäftigt und kam von da zurück auf den Quietismus, dann den Jansenismus, die ihm durch Henri Bremonds Forschungen und Werke vor allem zugänglich wurden. Dreißig Jahre lang beschäftigte ihn der ganze Fragenkreis, in den er dann auch die mittelalterlichen Häresien, die frühchristlichen Bewegungen des Donatismus und Montanismus, und schließlich den Enthusiasmus im Korinth des hl. Paulus einbezog.

So trat ihm immer klarer ein Grundschema allen christlichen Schwärmertums vor den Blick, das in dem einleitenden Kapitel (S. 13–20) entworfen wird und das wie ein Leitmotiv und methodisches Prinzip das ganze Werk durchzieht und bestimmt, ein Schema, das begriffen werden kann aus dem Wesen der sichtbar- und unsichtbaren Kirche, der natürlich-übernatürlichen Heilsgemeinschaft, der charismatisch begründeten und getragenen, dabei institutionell gesicherten Gemeinschaft der Erlösten.

Die Elemente dieses Grundschemas sieht Knox darin, daß ein Zuviel an frommem Eifer in einem kleinen Kreis sichtbar wird, einer „Elite“, die weniger weltlich leben will als ihre Nachbarn, sorgsamer als diese auf die Führung durch den Heiligen Geist, der unmittelbar zu ihnen spricht, achten will. Kritik, die sie erfahren und die sie selbst üben, führt zur Absonderung. Es kommt zum Bruch (durch Verurteilung oder Trennung). Die Spaltung führt zu neuer Spaltung. Der Enthusiasmus, die „Prophetie“ der Anfänge erlahmt oder erlischt, das „Charismatische“ geht unter in einem nun doch als notwendig empfundenen Institutionellen. Als Grundtendenz nennt Knox bei allen jenen „Ultrasupranaturalismus“ (S. 14), der von der Gnade Gottes greifbare Resultate erwartet, die Ausnahme (Heiligkeit) zur Regel erhebt, eine persönliche Religiosität ohne Gesetz, ohne Sakrament und ohne Kult pflegen will. Charakteristisch erscheint außerdem nicht selten ein Wechsel von sittlichem Rigorismus zu hemmungslosem Antinomismus (aus falschem Freiheitsbegriff stammend), und auch ein Ausklingen solch exzentrischer Spiritualität in hysterischen Exzessen (Circumcellionen, Konvulsionisten). Natürlich wandelt sich dieses Grundschema historisch ab, kehrt aber in dieser oder jener Form im Verlauf der Kirchengeschichte immer wieder.

Die einführenden Kapitel über Korinth, Montanus, Donatus (S. 21–76) illustrieren

bereits das Schema, ohne daß sie verführen wollen, innere Verbindungs- bzw. Entwicklungslinien zu späteren Erscheinungen zu entdecken. Die Ausführungen über Korinth (eine Exegese der hier einschlägigen Kapitel des ersten Paulus-Briefes an die dortige Gemeinde) wollen jene immer wiederkehrende Auffassung der Schwärmer widerlegen, als sei die Urkirche ein Spiegel christlicher Vollkommenheit gewesen. Bei den Montanisten erscheint erstmalig jener von den Schwärmern betonte und falsch begriffene Gegensatz von Fleisch und Geist, Psyche und Pneuma. Die Geschichte der Donatisten bringt ein erstes Beispiel für jenen fast als notwendig anmutenden Zerfallsprozeß, der aus der einmal vollzogenen Spaltung eine Mehr- bzw. Unzahl von Splittersekten entläßt.

Zur Neuzeit führen zwei knappe Kapitel über die mittelalterliche Häresie (S. 77 bis 115), denen am ehesten anzumerken ist, daß Ronald Knox keine wissenschaftliche Monographie hat schreiben wollen, keine eigentliche Ketzergeschichte. Es fehlt das Gespräch mit der modernen Forschung, mit Herbert Grundmann, Arno Borst, Ilarino da Milano, Morghen und anderen. Knox arbeitet nur zusammenfassend die Grundmotive heraus: den Dualismus und die manichäische Kirchenordnung, die Ablehnung der Kindertaufe, die nun traditionelle Spannung von Rigorismus und Antinomismus, das Ideal der Einfachheit (*vita apostolica*), die Ablehnung des unwürdigen Priesters, die unsichtbare Kirche, den Aufstand wider den Intellekt.

Der Hauptteil des Buches hebt mit dem Kapitel über die Wiedertäufer und die Reformation an (S. 116–135), dem sich ergänzend und weiterführend ein Referat über Georg Fox und die Sekten des 17. Jahrhunderts anschließt, das sich auch mit dem Quäkertum beschäftigt (S. 134–160).

Erst in dem Augenblick, da Luther die abendländische Theologie von Grund auf erschüttert, so meint Knox, beginnt das Schwärmertum wirklich Gestalt anzunehmen und tritt in der Zeit des englischen Commonwealth (1649–1660) geschichtlich profiliert in Erscheinung.

Den breitesten Raum nehmen aber dann die Ausführungen über den Jansenismus und den Quietismus einerseits (S. 161–348) und den Methodismus der Brüder Wesley andererseits ein (S. 377–498). Man spürt, daß diesen Fragen die eigentliche Aufmerksamkeit des Verfassers zugewandt blieb. Knox schöpft dabei nicht nur aus Sainte-Beuve und Henri Bremond, sondern aus seiner eigenen Belesenheit in vielen originalen Schriften dieser Bewegungen. Gegenüber Henri Bremond wird eine vielfache Reserve sichtbar.

Im Zusammenhang dieser Kapitel, in denen ja ein vielfach zu betonender Einfluß der Frau (im Kloster wie im Salon) zur Sprache kommt, macht sich jene leicht ins Ironische abgleitende Haltung des Verfassers gegenüber der Rolle der Frau im Frömmigkeitsleben der Kirche überhaupt bemerkbar, die aber auch früher schon anklingt: „Von der montanistischen Bewegung an ist die Geschichte des Enthusiasmus in hohem Maß eine Geschichte der Emanzipation der Frau und als solche nicht gerade eine gute Empfehlung“ (S. 32f.).

Das Kapitel über Port Royal gehört sicher zu den besten Partien des Buches. Mit sicheren, zusammenfassend ordnenden Strichen werden die verwinkelten Etappen dieser ins Schwärmerische, wenn nicht Häretische wandernden Richtung der französischen Frömmigkeit gezeichnet. Überzeugend weiß Knox zu sagen, daß der ganze Streit um Port Royal mehr ein Streit um Personen als um Ideen war, weil eben die Frauen zu stark beteiligt waren — was Jean Orcibals Forschungen zusätzlich belegen, die Knox im übrigen leider nicht heranzieht. Knox trifft das Wesen des Jansenismus in seinen fünf Hauptschwächen, die er den fünf großen Jansenisten zuordnet: Mère Angélique und die Selbstbespiegelung von Port Royal, Saint-Cyran und die Ich-Bezogenheit von Port Royal, Nicole und der Legalismus von Port Royal, Arnauld und die Streitsucht von Port Royal, Pascal und der Pessimismus von Port Royal. Das schwärmerische Element wird erst im 18. Jahrhundert voll sichtbar in den Konvulsionisten von Saint-Médard. Sorgfältig und — bei aller Genauigkeit in der Darstellung — vornehm berichtet Knox vom Quietismus der Molinos, Madame Guyon, von dem Streit zwischen Bossuet und Fénelon. Wie in den übrigen Teilen des Werkes bringt er eine Fülle von Mitteilungen aus breit gestreutem Quellenmaterial, zeichnet die Profile der Hauptgestalten mit jener Meisterschaft, die der besten Tradition englischer Historiographie entspricht.

Nach einem kurzen Zwischenbericht über die Böhmisches Brüder (S. 349—376), deren Einfluß ja erheblich nach England übergreift, läßt Knox sich auf John Wesley und seine Religion der Erfahrung ein. Für den deutschen Leser ist das besonders willkommen, weil ihm hier die Persönlichkeit Wesleys, Wesen und Entfaltung der von ihm ausgehenden religiösen Bewegung sehr kompetent nahegebracht wird. Dann bricht das Werk ab, ein Epilog (490—501) faßt die Ergebnisse zusammen.

Das rechtgläubige kirchliche Denken gibt keiner Lehre vor der anderen das Übergewicht, kennt also nicht den ständigen Auf-

stand des Platonismus gegen die aristotelische Sicht des Christentums wie das Schwärmertum. Dazu steht und fällt für den Schwärmer die christliche Wahrheit mit der eigenen Erfahrung (im Geist), die Gefahr des Illuminismus (das innere Licht) ist ständig nahe, wie auch die andere Gefahr des Antinomismus. Ein falscher Gnadenbegriff liegt zugrunde, Schwärmertum ist wirklich „Ultrasupranaturalismus“ mit seinem Mißtrauen gegenüber der menschlichen Vernunft, seinem ausschließlichen Vertrauen auf die innere Weisung, seiner Sucht nach Wundern. „Ich wollte“, sagt Knox abschließend, „das Schwärmertum nicht kritisieren, sondern nur verstehen“ (500). Auch abseitige religiöse Bewegungen haben, wie er meint, ebenso wie die offenbaren Häresien, einen providentiellen Charakter gehabt, dem Ganzen wenigstens indirekt zu dienen vermocht. Für Knox ist das Schwärmertum als solches noch nicht das Gegenteil von Wahrheit, sondern nur eine falsche Akzentuierung. Sein Protest gegen die verhärteten Formen der Institutionen im religiösen Leben diene einem Erwachen der Geister. Indes bewies gerade die Tatsache, daß die schwärmerische Bewegung selbst im Institutionellen jeweils endete, wie notwendig beides zusammengehört: das Charisma und die Verfassung, die Liebe und das Recht.

Das Buch des geistvollen Engländers, das Werk eines humanistisch gebildeten, kultivierten, literarischen Künstlers, will kein fachwissenschaftlicher Beitrag zum Forschungsgebiet der Ketzergeschichte, der Dogmen- und Frömmigkeitsgeschichte sein. Sein Anliegen ist im Grunde ein pastorales (nicht umsonst war Knox immer zuerst Seelsorger): die überzeugende, fesselnde Schilderung jener exaltierten Frömmigkeitsbewegungen sollen an die in der Kirche ständig gegenwärtige Gefahr erinnern, wie mühsam der Weg der Mitte, wie leicht dagegen das Abweichen von ihm ist, ja wie verführerisch, weil ein solches Abweichen ja zunächst als charismatische Berufung verstanden, als das Anliegen einer Elite empfunden wird, und damit den Vertretern ein schmeichelhaftes Erlesenheitsbewußtsein schenkt. Knox will auch zeigen, daß im Schwärmertum das ständig sich meldende Reformbedürfnis der Kirche präsent ist (und in diesem Zusammenhang hält er ein Nachlassen des Schwärmertums in der Gegenwart sogar für bedenklich), daß die angestrebte „re-form“ aber sofort in Gefahr gerät, eine „de-formation“ zu werden, indem sie sich in die beunruhigende Nähe von Schisma und Häresie begibt. Die amerikanischen Erweckungsbewegungen und die moralische Aufrüstung, blasse Nachklänge des früheren Schwärmer-

tums, sind der Gegenwart geblieben. Aber aus ihnen spricht nicht die Sorge einer eifernden Liebe, daß eine Kirche, die sich mit der Welt einläßt, sich selber aufgibt. Richtiges Schwärmertum, paradox gesagt, hat seinen Ursprung eben in der Kirche selbst.

Hans Wolter SJ

Aurelius Augustinus: Der Nutzen des Fastens (Deutsche Gesamtausgabe seiner moraltheologischen Schriften, Nr. 12). Übertragen und erläutert von Dr. Rudolph Arbesmann OESA, Würzburg, Augustinus-Verlag (1958), XXXVII u. 45 S., Hln. 7,20 DM.

Wer sich bisher über die Schrift „Der Nutzen des Fastens“ genauer orientieren wollte, tat sich schwer, da alle zu Rate gezogenen Autoren, mit Ausnahme der Mauriner, an ihrer Echtheit ihre Zweifel und Bedenken hatten. Schuld daran ist die Mangelhaftigkeit der Textüberlieferung, die auf einer einzigen Handschrift beruht, die seit 1506 spurlos verschwunden ist. Das ist auch der Hauptgrund, warum der Schrift selbst in neueren literaturgeschichtlichen und patrologischen Handbüchern wenig oder gar keine Beachtung geschenkt wird. Die erste Ausnahme machte der Amerikaner S. D. Rugg, der den Text nach einem Fragment im Codex Vaticanus Latinus 5778 einer neuen Revision unterzog und auf Grund eingehender philologischer Studien wohl alle berechtigten Zweifel an seiner Echtheit beseitigt hat.

Diese neue Textausgabe Rueggs (The Catholic University of America, Patristic Studies 85, Washington, D. C. 1951) liegt der vorliegenden Übersetzung zugrunde, die erste, die in deutscher Sprache gemacht wurde. Ihr Bearbeiter ist der Deutsch-Amerikaner R. Arbesmann, Ordinarius für klassische Philologie an der Fordham University in New York, der durch sein Werk über „das Fasten bei den Griechen und Römern (Gie-

ßen 1929) und andere religionsgeschichtlichen Spezialuntersuchungen rühmlich bekannt geworden ist.

Seiner Übersetzung schickt er eine Einführung voraus, die über Textgeschichte, Ausgaben, literarische Form und Inhalt der augustinischen Schrift *De utilitate ieiunii* zuverlässige Auskunft gibt. Der Traktat ist fraglos eine Predigt, die der Kirchenvater wahrscheinlich am 19. Mai 411, an einem Freitag des sogenannten Pfingstfastens, gehalten hat. Ihr Inhalt gliedert sich deutlich in zwei Teile. Im ersten (Kap. 1—6) wird über Wesen, Notwendigkeit und Zweck des Fastens gehandelt und gezeigt, daß das christliche Fasten nicht der Verachtung irgendwelcher Speisen und Getränke oder gar einer manichäischen Leibfeindlichkeit entspringt. Das Fasten ist vielmehr ein heiliges Opfer, das der Christ Gott darbringt, ein Kultakt, der seinem religiösen Leben neue Spannkraft und Energie verleiht. Durch das Bestreben, in diesen ersten grundsätzlichen Teil das Fasten der Kirche vom Fasten der Heiden, Juden und Irrlehrer zu scheiden und durch ihre tiefe Sinndeutung die kirchliche Fastenpraxis vor Veräußerlichung zu schützen, besitzen Augustins Darlegungen auch heute noch ihre Gültigkeit. Zeitbedingter ist der zweite Teil (Kap. 7—13), der eine übertragene Art des Fastens behandelt: das „Fasten von Häresie“ und die daraus entspringende Eintracht, die unter den Christen herrschen sollte.

Die hier kurz skizzierten Ausführungen werden von Arbesmann in einem eigenen Kapitel, das seiner deutschen Textausgabe einen besonderen Wert verleiht, in die Entwicklungsgeschichte des altkirchlichen Fastens und die Gesamt-Fastenlehre Augustins hineingestellt. Der gut lesbaren Übersetzung folgen 20 Seiten Erläuterungen, ein Verzeichnis der von Augustin zitierten Schriftstellen und Beispiele für rhetorisch-stilistische Redefiguren, die für die augustinische Predigtweise charakteristisch sind.

H. Bleienstein SJ

Textausgaben

Thomas von Aquin: Glaube an Gott. Eine Erklärung des Glaubensbekenntnisses und der Schriften über das Vaterunser und den Englischen Gruß. Olten und Freiburg i. Br., Walter-Verlag (1958), 135 Seiten, broschiert 5,90 DM.

Die lichtvolle Klarheit und erhabene Gesinnung des hl. Thomas in Fragen des geist-

lichen Lebens treten vor allem in jenen kleinen Schriften zutage, die er ausdrücklich der religiösen Erbauung und Unterweisung seiner Hörer gewidmet hat. An erster Stelle stehen seine Auslegungen des Vaterunsers, des Englischen Grußes und des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. In ihnen hat er in tiefer und warmer Form den Ideengehalt dieser heiligsten Gebete enthüllt und zugleich einen herrlichen Katechismus der katholischen Glaubenslehre geschaffen. Be-

sonders schön ist der kurze Abschnitt über das Gebet im allgemeinen zum Beginn der *Expositio devotissima Orationis Dominicae*. Das Gebet des Herrn ist unter den verschiedenen Gebeten das Erhabenste. Denn es besitzt die fünf Vorzüge, die jedes Gebet haben soll: es ist zuversichtlich, richtig, geordnet, andächtig und demütig. Die Erklärung des Ave Maria stellt in eindringlicher Weise die Erhabenheit der Gottesmutter dar und zeigt, daß sie an Gnadenfülle, Gottesnähe und Würde über allen Engeln steht. Für meditatives Beten besonders brauchbar ist die *Expositio devotissima Symboli Apostolorum*. In der Einleitung wird vor allem das Glück und der Wahrheitsreichtum des christlichen Glaubens geschildert, und in den einzelnen Glaubensartikeln die Bedeutung und Fruchtbarkeit fürs praktische christliche Leben dargestellt.

Dieser Vorzüge wegen sind die genannten *Opuscula* des hl. Thomas schon mehrmals ins Deutsche übertragen worden, zuletzt — ohne das Ave Maria — von Schulte, Pieper und Raskop in der „Thomas-Fibel“ (Köln-Bachem, 1936). Die vorliegende Übersetzung besorgte der Herausgeber Willy Reich nach der fünfbändigen *Opuscula*-Ausgabe von P. Mandonnet (Paris 1927). Die Verdeutschung ist so gut gelungen, daß man bei ihrer Lektüre nirgends den Eindruck des Historischen, des Vergangenen hat, sondern sich wie von einem heutigen, lebendigen Menschen unmittelbar angesprochen fühlt. Dieser Gegenwartswert wird erzielt, weil der Herausgeber zur Erhöhung der Übersichtlichkeit und zur schärferen Herausarbeitung der Gedankengänge minder wichtige Schriftzitate in die Anmerkung verwiesen und einige Polemiken gegen Irrlehrer der christlichen Frühzeit sinngemäß gekürzt hat. Daher werden Katechet, die nach einem Gebets- und Glaubensunterricht suchen, der sich auf das wirklich Lebensnotwendige beschränkt und kurze, klare, tiefe Darstellungsweise mit dogmatischer Sicherheit und sprachlicher Gemeinverständlichkeit verbindet, im vorliegenden Buch einen vorbildlichen Führer finden.

H. Bleienstein SJ

A Shewing of God's Love. The shorter version of Sixteen Revelations of Divine Love by Julian of Norwich. Edited and partially modernised from the 15th century manuscript by Sister Anna Maria Reynolds, C. P. London, New York, Toronto, Longmans, Green and Co. (1958), LVII and 99 p. — 9 Sh 6 p.

Der Urtext der „sechzehn Offenbarungen der göttlichen Liebe“ ist uns in fünf Hss überliefert, von denen vier in London und eine in Paris aufbewahrt werden. Die vorliegende Originalausgabe der kürzeren Textversion ist nach einem Londoner MS bearbeitet, der einzigen Hs des 15. Jahrhunderts, in der wahrscheinlich die ältesten Visionsberichte Julianas ohne ihre längeren Erklärungen erhalten sind. Zum Vergleich mit der längeren Textfassung ist aber aus der Pariser Hs, der ältesten des 16. Jahrhunderts, ein Exzerpt beigegeben (S. 81 bis 91). Es umfaßt die Kapitel 59—61, die „Gott als unsere Mutter“ zum Gegenstand haben und eine wenig bekannte Form mittelalterlicher Frömmigkeit bezeugen, über die André Cabassut einen aufschlußreichen Artikel geschrieben hat (*Revue d'Ascétique et de Mystique* 25 [1949] 234ff.).

Da sich die hier vorliegende neue Textausgabe an weitere englische Kreise richtet, hat die Herausgeberin ihre Vorlage mit Recht modernisiert, d. h. die heutige Orthographie und Interpunktionsweise angewandt und die Einteilung in Paragraphen und Kapitel hinzugefügt. Mundart und Wortschatz des Originals wurden dagegen grundsätzlich beibehalten. Nur wo es im Interesse der Klarheit und leichteren Lesbarkeit geboten schien, wurden veraltete Worte durch moderne ersetzt und dunkle, schwerverständliche Stellen durch das größere Licht aus der längeren Textversion aufgeheilt.

Auf diese Weise hat A. M. Reynolds ein Textbuch geschaffen, das in erster Linie dem frommen Gebrauche dienen soll, zugleich aber auch den kritischen Anforderungen der heutigen Forschung genügt. Das beweisen die 39 gelehrten Anmerkungen am Schluß des Buches, noch mehr aber die 52 Seiten Einleitung, in der wir über die Hss und Quellen des Urtextes und über Juliana als Einsiedlerin, Mystikerin und Meisterin der englischen Sprache unterrichtet werden. Die Reklusin von Norwich war eine so hervorragende Schreiberin der mittelalterlichen Prosa, daß sie von Evelyn Underhill „the first English Woman of Letters“ genannt wird. Über ihr Leben und ihre Persönlichkeit ist sehr wenig bekannt. Wir wissen nur, daß sie etwa dreißigjährig im Jahre 1373 das Buch ihrer Schauungen begann und als „Lady Julian“ ein hohes Alter erreichte.

Um so tiefer sind wir durch sie selbst in ihr mystisches Erleben eingeweiht. Ihre Grunderfahrung war die Liebe Gottes, die in der „mütterlichen Barmherzigkeit des Vaters“ gegen den Sünder ihr eigentligstes Objekt hat und im Erlöserleiden Christi ihren Höhepunkt erreicht. Da das Mitempfinden mit der Passion Christi im Leben der Nor-

wicher Mystikerin einen außergewöhnlich breiten Raum einnimmt, ist es verständlich, daß gerade eine Passionistin, Sister A. M. Reynolds, sich schon in ihrer Studienzeit mit den Betrachtungen der göttlichen Liebe beschäftigte und dieses große Trostbuch für leidende und gottsuchende Seelen in ihrem vorliegenden handlichen Textbuch weiten Kreisen aufs neue zugänglich gemacht hat.

Leser, die sich für Julianas geistliches Leben näher interessieren, seien aufmerksam gemacht auf Paul Molinari SJ: Julian of Norwich, the teaching of a fourteenth century English mystic, eine gelehrte Studie, die vor kurzem in London erschienen ist (Longmans, Green 1958). Einen anderen wesentlichen Beitrag leistete James Walsh SJ: The Johannine doctrine of indwelling in the Revelations of Julian of Norwich (Rom 1956). Die beste deutsche Übersetzung und Einführung in die „Offenbarungen der göttlichen Liebe“ ist immer noch das Buch von Otto Karrer (Paderborn, Schöningh 1926).

H. Bleienstein SJ

Schell, Herman: Verherrlichung und Gemeinschaft. Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk. Herausgegeben von Paul-Werner Scheele, Paderborn, F. Schöningh (1957), 439 S., 19,50 DM.

Das dogmatisch-apologetische Studienbuch enthält 831 Zitate aus den Hauptwerken H. Schells, wörtliche, auf das Wesentlichste beschränkte Auszüge, die dem Leser einen Einblick in Schells Theologie vermitteln sollen. Ist diese geistige Hilfe möglich, nachdem Schells Dogmatik und Apologetik sowie seine zwei sog. Reformschriften seit Dezember 1898 auf dem Index der verbotenen Bücher stehen, ihr Autor schon vor 52 Jahren gestorben und die geistig-religiöse Situation der Gegenwart eine wesentlich andere geworden ist? Sie ist möglich aus zwei Gründen:

1. Weil der Herausgeber aus seiner Textsammlung alles ausschied, was von der Kirche als irrig oder irreführend verurteilt wurde. — Die fünf beanstandeten Hauptpunkte werden in der Einleitung klar herausgestellt und die Motive der Indexkongregation als Schranken gewertet, die den oft allzu kühnen Redner und Denker vor weiteren Irrtümern schützen soll.

2. Weil die positiven Elemente in Schells Theologie die negativen überwiegen und für die Durchdringung und Verteidigung des Glaubensgutes sehr bedeutungsvoll sind. — Zunächst lernen wir von Schell die Heiligste Dreifaltigkeit radikal und konsequent zum Ausgangs- und Endpunkt unseres reli-

giösen Denkens und Lebens zu machen. Für den Würzburger Dogmatiker und Apologeten war das Mysterium Trinitatis der archimedische Punkt der Welt. Darum sind die zwei Worte, mit denen er selbst das Doppelziel des Universums zusammenfaßt: Verherrlichung des dreieinigen Gottes und Gemeinschaft mit Ihm. Schells Theologie der göttlichen Sendungen wird zu einer Sendungstheologie für den Menschen, dessen Ziel die Ehre Gottes und das Heil der Seele ist. Daß nur von dieser Zielsetzung aus die Theologie Schells genuin verstanden werden kann, ergibt sich aus dem Studium der Zitate über Gott, Gottes Schöpfung, den Gottmenschen, das Gottesleben im Menschen, Gottesreich, Gottessakramente, Gottseligkeit.

Außer der religiösen Hilfe sind es der wissenschaftliche Eros und die eigenständige Geistesenergie, mit der Schell die Offenbarungswissenschaft und ihre Anwendung auf das Leben gefördert hat, die uns Wegweiser sein können. Man lese nur nach, wie er mit den Begriffen Leben, Geist, Tat, Ursächlichkeit dem Gottesgeheimnis nahekommen wollte, bis er — mit seiner Lehre, daß Gott nicht nur die „ratio sui“, sondern die „causa sui“ sei — an die Grenzen menschlichen Denkens kam und die Aseitität und die Übernatürlichkeit des Trinitätsgeheimnisses gefährdete. Trotz aller Lust spekulativer Geistesarbeit hat aber Schell niemals Theologie um der Wissenschaft willen betrieben. Zeit seines Lebens wollte seine Theologie dem Leben, der Predigt und der Betrachtung dienen. Es ist ihm ein Herzensanliegen, daß Priester und Laien die Liebe Gottes lebendig, existentiell erfassen. Daher immer wieder seine Warnung, die Glaubenswahrheiten nur oberhin zur Kenntnis zu nehmen und mühelos zu genießen. Wie alle hohen Geistesgüter würden sie nur dem zuteil, der sie im Ringen des Gottsuchers in sich zum Keimen, zur Blüte und zur Reife brächte. „Die Kommunion der Gottheit wird im Geisteskampf des Lebens gefeiert und gewonnen (n. 190).“

Das Dritte, das uns im apologetischen Schaffen Schells zum Vorbild werden kann, ist seine apostolische, weltmissionarische Grundeinstellung. Es war ihm ein unerträglicher Gedanke, die Welt sich selbst zu überlassen. Daher einerseits sein unermüdlicher Kampf gegen die Vorurteile und Irrtümer seiner Zeit und andererseits der wissenschaftliche Erweis der absoluten Überlegenheit des Christentums. Gebildeten Lesern, die selbstständig und selbsttätig denken und betrachten können, wird die vom Herausgeber getroffene Auswahl ein kostbarer Zitatenschatz sein.

H. Bleienstein SJ